



Gedanken in Worte fassen

Kreativität beim Schreiben in der Philosophie

Nele Transfeld, Lilli Vanek (Universität Wien)

Betreuerin: Daniela Rothe (Universität Wien, Universität Innsbruck)

Abstract:

Dieser Forschungsartikel befasst sich mit dem Schreiben in der Philosophie, oder genauer gesagt mit dem dafür erforderlichen Maß an Kreativität. Seit ihren antiken Anfängen baut die Philosophie als Disziplin nämlich stark auf Textualität. Doch die Manier, in der philosophische Texte verfasst werden, hat sich von der Antike bis heute immer wieder stark verändert. Diese Arbeit analysiert nun die aktuellen philosophischen Schreibpraxen und verfolgt die Frage: Welche Rolle spielen kreative und literarische Schreibmethoden im Schreibprozess von gegenwärtigen Philosoph*innen an der Universität Wien?

Um diese Frage zu beantworten, wird zunächst ein Blick auf die Textualität in der Philosophiegeschichte geworfen. Danach wird sich anhand von aktuellen Handbüchern über das wissenschaftliche Schreiben in der Philosophie theoretisch an die gegenwärtige, philosophische Schreibpraxis angenähert. Im Anschluss daran wurden Interviews mit Philosoph*innen der entsprechenden Fakultät der Universität Wien durchgeführt. Grundsätzlich ließ sich im Rahmen der Befragungen erkennen, dass jeder Schreibprozess bis zu einem gewissen Grad kreativ abläuft. Sei es im Rahmen der Ideenfindung, der eigentlichen Textproduktion oder im Endprodukt selbst. Wie und wann Kreativität konkret eine Rolle spielt unterschied sich teilweise stark von Interviewpartner*in zu Interviewpartner*in.

Keywords: philosophische Schreibpraxis, Schreibdenken, Kreativität, kreatives Schreiben, Textualität in der Philosophiegeschichte

Empfohlene Zitierweise:

Transfeld, N., & Vanek, L. (2026): Gedanken in Worte fassen. Kreativität beim Schreiben in der Philosophie. zisch: zeitschrift für interdisziplinäre schreibforschung, 13, 131-148. DOI: <https://doi.org/10.48646/zisch.261313>



Lizenziert unter der CC BY-SA 4.0 International Lizenz.

Dieses Werk ist lizenziert unter einer [Creative Commons Namensnennung - Share Alike 4.0 International Lizenz](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/) zugänglich.

Gedanken in Worte fassen Kreativität beim Schreiben in der Philosophie

Nele Transfeld, Lilli Vanek (Universität Wien)
Betreuerin: Daniela Rothe (Universität Wien, Universität Innsbruck)

Einleitung

“Dem menschlichen Geschlecht gab er die Sprache
Und aus der Sprache rang sich der Gedanke,
Er, der das Maß des Universums ist!“

Der entfesselte Prometheus von Percy Bysshe Shelley, 101

Bei *Der entfesselte Prometheus* handelt es sich um ein Drama von Percy Bysshe Shelley, einem Schriftsteller, welcher für seine poetische, ausschweifende Ausdrucksweise bekannt ist. Die lyrische Sprache in Shelleys Texten scheint auf den ersten Blick eigentlich nicht zu den von ihm behandelten Inhalten zu passen, welche von politisch-philosophischer bis hin zu sozialkritischer Natur waren. Denn Themenfelder wie Politik und Sozialkritik werden intuitiv meist mit entsprechenden sprachlichen Stilen verknüpft, welche für Genres wie Kampf- und Streitschriften, Manifeste, Aufrufe, Thesenpapiere oder Abhandlungen üblich sind. Lyrik und Romantik scheinen dabei nur schwerlich ins Bild zu passen. Anhand von dieser Intuition ist zu erkennen, wie intensiv Sprache und Denken miteinander verknüpft sind. Bestimmte Inhalte werden oft auf eine bestimmte Weise artikuliert und kommuniziert. Was wir schreiben, ist bis zu einem gewissen Grad also auch immer davon abhängig, wie wir es schreiben.

Das gilt zum Beispiel innerhalb der Wissenschaften: Wissenschaftliche Texte wollen gemeinhin neue Erkenntnisse aufzeigen, diese erklären und belegen, im Idealfall so, dass andere Wissenschaftler*innen dem folgen und auf den gesammelten Forschungsergebnissen ihrer Community aufbauen können. Dafür muss man als Wissenschaftler*in nicht nur in der Lage sein, Forschung zu betreiben, sondern auch, sich anderen gegenüber intellektuell zu öffnen und mitzuteilen. Damit das gelingt, sind im Rahmen des wissenschaftlichen Schreibens insbesondere gedankliche Klarheit und sprachliche Präzision wichtig (Esselborn-Krumbiegel 2022, 10).

Eine wissenschaftliche Disziplin, in der Textualität bereits eine lange Tradition hat, ist die Philosophie. So wurden philosophische Theorien schon vor über 2000 Jahren beispielsweise in Form von Dialogen und Theaterstücken niedergeschrieben. Schon damals war Schreiben ebenso wie Malen, Dichten oder Musizieren ein zu erlernendes Handwerk. Seit der Antike hat sich die Art und Weise, wie philosophische Texte entstehen aber natürlich gewandelt. Was sich allerdings durch die Geschichte der philosophischen Textproduktion zieht, ist, dass philosophisches Schreiben stets ein gewisses Maß an Kreativität erfordert – und genau um dieses soll es in dem nachfolgenden Artikel gehen. Genauer gesagt

gilt unser Forschungsinteresse der folgenden Frage: Welche Rolle spielen kreative und literarische Schreibmethoden im Schreibprozess von gegenwärtigen Philosoph*innen an der Universität Wien?

Um diese zu beantworten, werfen wir zunächst einen Blick in wissenschaftstheoretische und schreibwissenschaftliche Handbücher, wie Jonas Pfisters *Werkzeuge des Philosophierens* (2015) oder Ulrike Scheuermanns *Schreibdenken* (2016), welche zwei interessante Konzepte vorstellen: Schreiben als Werkzeug und Schreibdenken. In diesem Kapitel wird es vor allem um die epistemische Bedeutung des Schreibens – oder mit Shelley formuliert: das Ringen von Gedanken aus der Sprache – gehen. Ziel hier ist es, sich Schreiben als Werkzeug anzusehen und die Bedeutung von Kreativität im philosophischen Schreibprozess herauszuarbeiten.

Im nächsten Kapitel werden dann einige exemplarische Schlaglichter der Philosophiegeschichte herangezogen. Dabei wollen wir feststellen, wie und welche Texte über die Zeiten hinweg geschrieben wurden und welche Rolle Kreativität bei alledem gespielt hat. Insbesondere liegt unser Fokus hierbei auf der Herausbildung zweier, dualistisch lesbarer Lager, welche einerseits einen eher nüchtern-analytischen und andererseits einen eher literarisch-poetischen Ansatz bezüglich des philosophischen Schreibens, aber auch des Philosophierens allgemein, vertreten.

Nach dem historischen Abriss wird die aktuelle philosophische Schreibpraxis thematisiert. Zunächst versuchen wir sie mithilfe von Handbüchern wie *Wissenschaftliches Arbeiten im Philosophiestudium* (2018) von den Philosoph*innen Flatscher, Posselt und Weiberg zu erfassen. Anschließend folgt der Kern unserer Forschung: Um die dargestellten wissenschafts- oder „philosophietheoretischen“ Eindrücke zu überprüfen, haben wir Interviews mit Dozent*innen der philosophischen Fakultät der Universität Wien durchgeführt. Wir befragten die teilnehmenden Personen zu ihrem eigenen Schreibprozess und ihrem Umgang mit Kreativität beim philosophischen Schreiben. Mit Rückbezug auf die vorangegangenen theoretischen Überlegungen, werden die Antworten der Interviewteilnehmer*innen abschließend systematisch rekonstruiert, analysiert und miteinander verglichen.

Am Ende dieser Arbeit steht damit eine Konklusion, die versucht, Theorie und Praxis miteinander zu verbinden und Brücken zwischen Philosophiegeschichte und aktuellem Philosophieren herzustellen, und die auch als Plädoyer für eine abenteuerlustige, ideenreiche und aufgeschlossene Philosophie steht, die unter Einbindung, nicht unter Ausschluss von kreativen bis hin zu künstlerischen Praxen arbeitet.

Theoretischer Hintergrund: Schreiben in der Philosophie

Schreiben als Werkzeug der Philosophie

Wie in den meisten Wissenschaften geht es in der Philosophie vorrangig darum, neue Erkenntnisse und Konzepte zu erklären und zu belegen. Entsprechend stützt sich die Philosophie auf gutes Argumentieren und klare Sprache und damit zu einem großen Teil auf die Schrift. Natürlich findet philosophischer Diskurs auch mündlich statt, allerdings ist Verschriftlichung in der Regel nicht wegzudenken. Sie ist ein elementarer, teils notwendiger Wegbereiter für philosophische Auseinandersetzungen. Textualität ist für die Philosophie aufgrund ihrer offensichtlichen Vorteile von hoher Bedeutung, denn in Texten

manifestierte Gedanken überdauern die Jahre eher als das gesprochene Wort und können leichter verbreitet werden. Platon, Kant und Nietzsche sind nur drei der großen, vergangenen Philosoph*innen, welche derzeitiges philosophisches Denken aufgrund ihrer schriftlichen Werke weiterhin maßgeblich beeinflussen. Das Werkzeug Schrift ist aus der Philosophie nicht wegzudenken.

Bevor allerdings die Schriftlichkeit der Philosophie näher behandelt werden kann, ist es wichtig zu klären, was mit „Philosophie“ hier überhaupt gemeint ist: Wir beziehen uns hier auf Texte, welche philosophische Fragestellungen und Themen behandeln. Es geht um Textsorten und Genres in ihrer Vielzahl und nicht ausschließlich um rein akademische Artikel oder systematische Abhandlungen. Wenn in dieser Arbeit also von „Philosophie“ gesprochen wird, sind damit Texte unterschiedlichster Genres der Vergangenheit und Gegenwart gemeint, egal ob es sich dabei um einen eher analytischen oder poetischen Ansatz handelt. Dazu gehören zum Beispiel Aphorismen, wie man sie bei Nietzsche oder Wittgenstein finden kann; Dialoge, wie die von Platon oder Leibniz; literarisch-philosophische Essays, wie von Montaigne oder Theaterstücke, wie jene von Sartre. Davon unterschieden sind wissenschaftlich-philosophische Texte, wie die bereits erwähnten Artikel und Abhandlungen, welche ihren Inhalten nach philosophisch sind oder einen philosophischen Umgang mit ihren Inhalten haben: argumentativ und analysierend (Pfister 2013, 229-230). Argumentation und Analyse sind zwei wichtige Grundsäulen des Philosophierens. „Philosophieren heißt, sich im Denken zu orientieren, genauer: die Grundlagen des Alltagsverständes und der Wissenschaften zu analysieren und zu beurteilen. [...]. Die zentrale Methode der Philosophie ist das gründliche Nachdenken und das begrifflich scharfe Argumentieren.“ (Hübl 2012, 3)

Philosophie orientiert sich am Denken selbst, wo empirische Wissenschaften sich an Daten und Fakten orientieren. Doch obwohl sowohl Naturwissenschaften als auch Philosophie ihre Ergebnisse in schriftlicher Form festhalten, geht die Philosophie noch tiefer: der Akt des Schreibens selbst führt zum Ziel. Das Forschen passiert während des Schreibens von Texten und ist selbst ein notwendiger Schritt, damit philosophische Gedanken sich entwickeln können. Der Weg hin zum fertigen Text ist Teil des Philosophierens. „Zwar kann man auch ohne Texte philosophieren, sehr gut sogar, aber derjenige, der tiefer in die Sache vordringen will, kommt um das Lesen und Schreiben von Texten nicht herum.“ (Pfister 2013, 9)

Einerseits besteht Philosophie daraus, Argumente zu Text zu bringen. Andererseits wird das Schreiben selbst als Mittel zum Zweck verwendet und in den philosophischen Denkprozess integriert. Hier finden sich zwei Konzepte: Schreiben als Werkzeug, nach Philosoph Jonas Pfister, und die Idee des „Schreibdenkens“ von der Psychologin Ulrike Scheuermann.

Nach Scheuermanns Theorie sei Schreiben ein Teil des epistemischen Denkprozesses und nicht nur darauf ausgelegt, das Endprodukt Text zu erschaffen. Mit ihrem Konzept des Schreibdenkens stellt Scheuermann eine Idee in den Raum, die für jegliche Art des Schreibens hilfreich ist, aber besonders an den philosophischen Denkprozess erinnert. Ihr Konzept beschreibt Scheuermann folgendermaßen: „Schreibdenken ist eine schriftliche Denk- und Lernmethode, die dabei hilft, sich nach innen zu wenden und dort konzentriert an die innere Sprache und die eigene Gedanken- und Gefühlswelt anzuknüpfen.“ (Scheuermann, 2016, 11)

Ist Philosophieren denn so anders? Die Gemeinsamkeit von Schreibdenken und Philosophieren liegt in dieser Wendung nach innen, in der Erforschung der eigenen Gedanken und letztendlich darin, diese Gedanken nach außen zu befördern und auf das Papier zu bringen. Eine ähnliche Überlegung kann man auch bei dem Philosophen Jonas Pfister finden:

Philosophisch zu schreiben ist eine Kunst, die man ebenso erlernen kann wie die Kunst, philosophisch zu lesen und zu diskutieren. Es ist wichtig, früh mit dem eigenen Schreiben zu beginnen, weil man sich damit darin übt, sich einen Gedankengang anzueignen und seine eigenen Gedanken auf den Punkt zu bringen. (Pfister 2013, 227)

Pfister unterscheidet verschiedene Zwecke des Schreibens, so könne man beispielsweise für sich selbst oder für die Öffentlichkeit schreiben. Zu letzterem gehöre das wissenschaftliche und damit auch das philosophische Schreiben (Pfister 2013, 227). Das Schreiben unterteilt Pfister in verschiedene Phasen, wobei Planung und Vorbereitung bereits ein wichtiger erster Teil des Schreibens seien. Zunächst müsse geklärt werden, was das Ziel des Textes sei. Im nächsten Schritt werde die Gliederung der Argumentation geplant. Darauf folge das eigentliche Schreiben und anschließend das Überarbeiten. Diese Schreibphasen müssen aber nicht linear durchlaufen werden, so Pfister, es könne zwischen den einzelnen Schritten gewechselt werden, wenn es denn notwendig scheint (Pfister 2013, 228-229).

Das Konzept des Schreibdenkens favorisiert einen anderen Zugang zum Schreiben von Texten. Es handelt sich dabei um ein kreatives Schreibkonzept, welches „als Denk- und Lernwerkzeug“ diene (Scheuermann 2016, 11). Aber wie genau funktioniert Schreibdenken? Scheuermann bezeichnet damit „den Prozess des Weiterdenkens beim Schreiben“ (Scheuermann 2016, 18). Einfach zusammengefasst, lasse man beim Schreiben seinen Gedanken freien Lauf, ohne sich von seiner kritischen Stimme stören zu lassen. Man könne, müsse das Geschriebene aber nicht weiterverwenden (Scheuermann 2016, 9). Als Beispiele für Schreibdenk-Übungen nennt Scheuermann Denkbilder, Schreibsprints, Denkwege, gemeinsames Schreiben und Notizen schreiben. Bei letzterem werden Ideen und Einfälle zum Beispiel mithilfe von Notizbüchern und Audioaufnahmegeräten festgehalten, um sie nicht zu vergessen und so später ausarbeiten zu können (Scheuermann 2016, 93). Scheuermann benennt die Vorteile der Methode: „Schreibdenken ist denk- und schreibfördernd, inspirierend, bringt Neues hervor und es lassen sich damit Probleme lösen. [...] Schreibdenken kann das Denkinstrument sein, wenn es um komplexe Gedankengänge und Inhalte geht [...]“ (Scheuermann 2016, 11).

Damit passt diese Methode mustergültig in die Philosophie. Die innere Stimme werde gestärkt, wodurch Texte einen lebendigeren Lesefluss erhalten (Scheuermann 2016, 15). Bei der inneren Stimme knüpft der philosophische Schreibprozess gut an, gehe es bei philosophischen Texten eben darum, eine eigene These zu verteidigen, so auch Pfister (Pfister 2013, 235). Zusammenfassend wird mithilfe vom Schreibdenken die Argumentation leichter von innen nach außen geholt.

Sowohl Pfister als auch Scheuermann befassen sich mit dem Thema Schreibblockade. Pfister schlägt sukzessive Ausarbeitung als Lösungsansatz vor, wobei er betont, dass die Blockaden Teil des Prozesses sind, da man Zeit brauche um nachzudenken, bevor man weiterschreiben könne (Pfister

2013, 234). Scheuermann dagegen, bietet mit Schreibdenken ein Werkzeug, mit welchem schnell und jederzeit in neue Richtungen gedacht werden und die Lösungen schreibend gefunden werden könne (Scheuermann 2016, 16).

Scheuermanns Zugang unterscheidet sich auch darin von Pfisters, dass ihr Konzept verschiedene kreative Methoden beinhaltet, obwohl sie sich mit Schreiben im wissenschaftlichen Kontext befassen. So würden die verschiedenen Techniken allgemein die Kreativität steigern. Scheuermann betont aber, dass es bei ihren Methoden hauptsächlich um die Förderung der eigenen Schreibkompetenz geht und nicht darum, direkt fertige Texte zu produzieren (Scheuermann 2016, 19).

Schreiben, Kreativität und Philosophie

Was aber ist mit kreativen Schreibmethoden gemeint? Ist nicht jede Form von Schreiben bereits kreativ? Der Definition der Stanford Encyclopedia of Philosophy zufolge, teilt sich Kreativität in drei Aspekte: Eine Person, ein Prozess oder ein Produkt können kreativ sein (Stanford Encyclopedia of Philosophy 2023, Creativity). Philosophisches Schreiben besteht also aus der*dem kreative*n Philosoph*in, der*die, mithilfe eines kreativen Prozesses, einen kreativen Text produzieren kann.

Scheuermanns Konzept bezieht sich auf den kreativen Prozess. Sie bezeichnet kreatives Schreiben als „Sammelbezeichnung für verschiedenste Schreibkonzepte, die Schreiben als kreativen Prozess mit kreativen, assoziativen Methoden vermitteln [...] für literarische, berufliche und wissenschaftliche Textformen“ (Scheuermann 2016, 24). Bei Pfister wird die Rolle von Kreativität für das Schreiben nicht angesprochen. Seine Ausführungen beziehen sich auf die Schreibphasen, Textsorten und konsistente Argumentationsstruktur, kreative Schreibmethoden kommen dagegen nicht vor.

Akademisches Schreiben wird zumeist als „formal, objektiv und unpersönlich“ eingestuft (Molinari 2022, 18). Texte, welche im universitären Kontext verfasst werden, zielen vornehmlich auf Wissensvermittlung ab (Molinari 2022, 20). Doch muss philosophisch-wissenschaftliches Schreiben immer „formal“ oder „unpersönlich“ stattfinden? Schließlich zeigt gerade die eng mit der Literatur- und Kunstgeschichte verwobene philosophische Tradition, dass Grenzen zwischen epistemischen und kreativen Ansprüchen überschritten werden können. Schreiben selbst dient als Werkzeug, um Gedanken in Worte zu fassen und Argumente auf das Papier zu bringen. Mit Pfisters systematischerem Zugang auf der einen Seite und Scheuermanns kreativerem Ansatz auf der anderen, lässt sich feststellen, dass Schreiben nicht nur auf das Endprodukt Text ausgerichtet sein muss, sondern den Weg dorthin bereits maßgeblich prägt. Auch das Endprodukt selbst kann so von der Kreativität des Schreibprozesses profitieren.

Kreatives Schreiben in der Philosophiegeschichte

Wie in den vorangegangenen Kapiteln dargelegt, ist das geschriebene (neben dem gesprochenen) Wort das wichtigste Denkwerkzeug von Philosoph*innen. Dadurch kann es passieren, dass die disziplinären Grenzen zwischen Philosophie und Literatur aufgeweicht werden, denn beide bestehen fundamental aus Sprache. Literarisch-kreatives und philosophisches Schreiben fließen regelmäßig ineinander. Man

denke beispielsweise an Montaignes Essais, Nietzsches Aphorismen oder die Art und Weise, wie Kierkegaard seine Schriften literarisch ausgestaltete. Gemeinsam mit vielen anderen Texten sind sie Meilensteine der Philosophiegeschichte und Klassiker der Literatur zugleich.

Aufgrund der herausragenden wissenschaftlichen und technischen Fortschritte brach Ende des 19. Jahrhunderts jedoch ein neuer Zeitgeist in der Philosophie an (Albert 2017, 8). Philosoph*innen wie zum Beispiel die Mitglieder des Wiener Kreises versuchten, die Philosophie an die so erfolgreiche Methodik der Naturwissenschaften anzupassen. Der thematische Schwerpunkt wurde auf Fachbereiche wie Logik, Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie gelegt (Albert 2017, 10). Was von „den uralten Problemen des philosophischen Denkens [...], wie etwa Zeit, Tod, Liebe, Gesellschaft, Natur, Gott“ (Albert 2017, 9) übrigblieb, war zumeist rein philosophiehistorische Forschung. Allgemein wurde Philosophie von nun an stark positivistisch betrieben (Albert 2017, 9). Dementsprechend veränderte sich, welche philosophischen Texte geschrieben wurden und wie. Anstelle von Aphorismen und Romanen schrieben Schlick, Carnap und deren Kolleg*innen nun Abhandlungen und Artikel mit systematischen Argumentationen und sachlichem Stil.

Das Philosophieverständnis des Wiener Kreises kann historisch als Gegenbewegung zum Denken früherer Philosoph*innen wie Nietzsche, Dilthey und Bergson interpretiert werden. Diese setzten sich nämlich für kreative und literarische Einzüge in die Philosophie und gegen die – wie sie es nannten – „Universitäts-“ und „Fachphilosophie“ ihrer Zeit (Albert 2017, 9-10) ein. Sie wollten die damaligen wissenschaftlichen Konventionen, vor allem aber die Wirklichkeitsfremde des Wissens überwinden und plädierten für mehr Unmittelbarkeit (Albert 2017, 8). Daher bezeichne man ihre Denktradition häufig als Lebensphilosophie. Die drei Denker „wollten die Philosophie wieder philosophisch betreiben“ (Albert 2017, 10), was sich ebenfalls in ihrem mitunter kreativen Schreiben widerspiegelt. Beispielsweise Nietzsche wurde deswegen abschätzend als „Dichterphilosoph“ bezeichnet (Albert 2017, 39), um nahezu legen, dass er keine ernstzunehmende Philosophie betreibe (Albert 2017, 40).

Diese Betitelung verdeutlicht, dass es seit jeher Bemühungen gibt, das Kreative, Literarische und Künstlerische von der Philosophie zu trennen. Ein früher Vertreter einer solchen dualistischen Position ist Platon: So lässt er beispielsweise in seinem Gorgias-Dialog den Sophisten Gorgias mit dem Philosophen Sokrates diskutieren. Dabei wird schnell klar, dass es Sophist*innen angeblich bloß um die Überzeugungskraft und Ausgestaltung ihrer Reden gehe. Philosoph*innen sollen indes Wert auf den Wahrheitsgehalt und die Inhalte ihrer Argumente legen (Seeck 2020, 15-16). Was Platon hier zum Ausdruck bringt, ist seine Verachtung gegenüber der Rhetorik. Die Kunst der Rhetorik befasse sich damit, wie stilistische und kommunikative Mittel wirken, um möglichst erfolgreiche (das heißt überzeugende) Reden zu entwickeln (Filius & Mischer 2018, 11). Ganz der platonischen Tradition folgend, werde die Rhetorik oft auch heute noch der Logik, welche sich mit der formalen Gültigkeit von Argumenten beschäftigt (Filius & Mischer 2018, 12), entgegengesetzt. Daher hätte sie unter vielen gegenwärtigen Philosoph*innen ebenfalls einen zweifelhaften Ruf (Filius & Mischer 2018, 14).

Das äußert sich unter anderem darin, wie Philosophie betrieben und gelehrt wird: „Früher gehörte auch die Rhetorik neben Logik und Dialektik zur Grundausbildung jedes angehenden Wissenschaftlers und jeder angehenden Wissenschaftlerin. Heute hingegen findet eine systematische Ausbildung in Rhetorik

nicht statt, auch wenn an einigen philosophischen Instituten mittlerweile wieder Veranstaltungen zur Einführung in das philosophische Schreiben angeboten werden“ (Filius & Mischer 2018, 13). Möglicherweise liegt darin einer der Gründe, warum moderne Philosoph*innen sich tendenziell immer seltener eines literarischen Schreibstils bedienen. Nur mehr vereinzelte Philosoph*innen bringen ihre philosophischen Ansichten in beispielsweise Romanen zum Ausdruck, wie die Philosophin und Schriftstellerin Iris Murdoch.

Hat Platon sich mit seiner dualistischen Sichtweise also bis heute durchgesetzt? Geht es beim Philosophieren nur noch um das „Was“ und gar nicht mehr um das „Wie“? Wenn ja, was bedeutet das für das Schreiben in der modernen Philosophie?

Wissenschaftliches Schreiben in der gegenwärtigen philosophischen Praxis

Retrospektiv zu erfassen, wie das Schreiben in der Philosophiegeschichte funktioniert hat, ist aufgrund von bereits bestehender Sekundärliteratur, die historische Tendenzen und Strömungen abzeichnet, hauptsächlich Recherchearbeit. Schwieriger ist es, zu erfassen, wie die gegenwärtige philosophische Praxis funktioniert. Um einen Einblick in das derzeitige akademisch-philosophische Schreiben zu geben, schauen wir exemplarisch zwei Texte an, deren Anliegen es ist, philosophische Schreibpraxis an Studierende zu vermitteln.

Bei dem ersten Text handelt es sich um einen Leitfaden zum wissenschaftlichen Arbeiten in der Philosophie der Dozent*innen und Forscher*innen Matthias Flatscher, Gerald Posselt und Anja Weiberg (2018). Darin bezeichnen sie Texte als den „Hauptgegenstand der Philosophie“ (Flatscher / Posselt / Weiberg 2018, 12). Denn es gelte in der Philosophie, Texte zu lesen, zu verstehen, zu interpretieren, selbst zu verfassen und schlussendlich zu diskutieren (Flatscher / Posselt / Weiberg 2018, 12). Innerhalb dieses Prozesses werden moderne, wissenschaftliche Anforderungen an Texte oft „als eine Art Zwangsjacke, die das eigene Denken und Schreiben einengt und hemmt“ (Flatscher / Posselt / Weiberg 2018, 11) wahrgenommen. Wie wir es auch bei Pfister gesehen haben, werden im Rahmen des philosophischen Schreibprozesses keine kreativen Schreibmethoden angesprochen.

Der „Zwang“ des wissenschaftlichen Arbeitens, wird bereits beim ersten Schritt einer jeden Textproduktion, also der Themenfestlegung ersichtlich. So wird das zu bearbeitende Thema von zahlreichen praktischen Rahmenbedingungen eingegrenzt, wie etwa durch zeitliche Vorgaben oder Limitationen in der Beschaffung und Nutzung fachspezifischer Literatur. In Summe führen sie dazu, dass Themenfelder stark präzisiert und eingegrenzt werden müssen. (Flatscher / Posselt / Weiberg 2018, 11-12)

Des Weiteren wird in wissenschaftlichen Texten ein starker Rückbezug auf bereits vorhandene Literatur gefordert. Diese muss nach standardisierten Regeln zitiert werden, weswegen das Handbuch Wissenschaftliches Arbeiten im Philosophiestudium dem Umgang mit Literatur und der Zitation auch ein ganzes Kapitel widmet (Flatscher / Posselt / Weiberg 2018, Kap. 3).

Bis hier könnte man meinen, dass die wissenschaftliche Normierung des Schreibprozesses nur den Umgang mit fremden Texten betrifft. Dem ist allerdings nicht so. Auch beim eigenen Schreiben hat man nur eingeschränkt freie Hand. Erstens ist der formale Aufbau einer wissenschaftlich-

philosophischen Arbeit festgelegt. Die Untergliederung in bestimmte Kapitel und deren Inhalt stehen im Vorfeld fest. (Flatscher / Posselt / Weiberg 2018, 92-96). Zweitens ist das Layout von Texten in aller Regel standardisiert (Flatscher / Posselt / Weiberg 2018, 106-108). Formale und gestalterische Entscheidungen werden heutzutage meistens seitens der Universität, von Verlagen, Journals oder ähnlichen Institutionen getroffen. Gleiches gilt für die sprachliche Ausgestaltung. Diesbezüglich müssen philosophische Arbeiten gemäß dem wissenschaftlichen Stil, welcher sich durch Präzision, Sachlichkeit, Verständlichkeit und Originalität auszeichnet, geschrieben werden (Flatscher / Posselt / Weiberg 2018, 110). Philosophie wissenschaftlich zu betreiben, bedeutet die „Bearbeitung von Sachthemen in einem argumentativ-begründetem Stil“ (Flatscher / Posselt / Weiberg 2018, 110). Um diesem Stil zu genügen, gilt es, unter anderem Füllwörter, „Ausdrücke der Pseudoevidenz“, Superlative und Verallgemeinerungen in Wortwahl und Satzbau zu vermeiden (Flatscher / Posselt / Weiberg 2018, 111-112). Damit der eigene Text möglichst „wissenschaftlich“ formuliert ist, gibt es sogar gesonderte Handbücher, wie zum Beispiel Richtig wissenschaftlich schreiben. Wissenschaftssprache in Regeln und Übungen (Esselborn-Krumbiegel 2022).

Dass ein guter argumentativer Stil das Wichtigste in einem philosophischen Text ist, wird auch von Pfister stark betont. Er bezeichnet die Argumentation als den Kern eines philosophischen Textes (Pfister 2013, 239). Pfister beschäftigt sich jedoch mehr mit Klarheit und gut begründeten Behauptungen und weniger mit einem bestimmten wissenschaftlichen Stil (Pfister 2013, 240).

Anhand dieser Richtlinien für philosophische Texte wurde aufgezeigt, dass die heutige, universitär geprägte, philosophische Praxis stark normiert ist. Es besteht eine große formale, sowie stilistische Diskrepanz zwischen den kreativen, oft auch literarischen, philosophiegeschichtlichen Werken, über die man schreibt und den Texten, die man selbst produziert. Daher sind heutige, zumeist akademische Philosoph*innen im Gegensatz zu Camus und Sartre wohl eher selten damit beschäftigt, Theaterstücke oder Romane zu schreiben. Die Frage bleibt: Wie viel kreativen Spielraum haben Philosoph*innen im universitären Kontext heute noch in ihrer Textproduktion?

Methodisches Vorgehen: Interviews mit Philosoph*innen an der Universität Wien

Um die Frage nach der Rolle von Kreativität im heutigen philosophischen Schreiben zu beantworten, haben wir qualitative Interviews mit vier Philosoph*innen des Instituts für Philosophie der Universität Wien durchgeführt. Alle Interviews folgten einem gemeinsamen Leitfaden, welchen wir gemäß den Vorgaben des Kapitels Leitfaden- und Experteninterviews von Cornelia Helfereich im Handbuch für Methoden der empirischen Sozialforschung (2019, 669-687) gestaltet haben.

Der Leitfaden bestand aus fünf explizit vorformulierten Leitfragen, sowie an diesen anknüpfenden, optionalen Elementen wie weiterführenden Nachfragen, Erzählaufforderungen und Stichworten. Unsere Intention war es, damit die folgenden Themengebiete abzudecken:

- Schritte und Phasen innerhalb des individuellen Schreibprozesses
- Rolle von Kreativität innerhalb des Schreibprozesses
- Rolle von Kreativität beim Endprodukt, den fertigen Texten

- Über Kreativität hinausgehende Werte beim Schreiben
- Einschätzung bezüglich der Rolle von Kreativität in der Praxis der Gegenwartsphilosophie

Grundsätzliches Ziel des Leitfadens war es, größtmögliche Offenheit und Varianz in den Antworten zuzulassen. Daher machten wir über die thematische Schwerpunktsetzung hinaus keinerlei Vorgaben. So wurde beispielsweise keine Definition von Kreativität vorab gegeben, um die Interviewpartner*innen selbst entscheiden zu lassen, wie weit der Begriff gefasst und angewendet werden soll. Die notwendige Einschränkung der Offenheit des Leitfadens „aus Gründen des Forschungsinteresses oder der Forschungspragmatik“ (Helfereich 2019, 670) begrenzte sich auf die, wenn auch sehr allgemein gefassten Leitfragen.

Bezüglich der Auswahl der Interviewpartner*innen lässt sich sagen, dass die Befragten aus verschiedenen Fachbereichen innerhalb der Philosophie ausgewählt wurden, um trotz der kleinen Stichprobe zumindest eine gewisse repräsentative fachliche Breite zu erfassen. Auch bezüglich des Geschlechts haben wir auf Ausgewogenheit geachtet. Das einzige Kriterium, welches alle Teilnehmer*innen erfüllen mussten, ist das Vorhandensein einer universitär-philosophischen Laufbahn, im Rahmen derer bereits mehrere schriftliche Publikationen vorgelegt wurden. Im Folgenden werden die Teilnehmer*innen gemäß der chronologischen Abfolge, nach der die Interviews geführt wurden, als Interviewpartner*in 1, 2, 3 und 4 bezeichnet.

Abschließend bleibt noch zu erwähnen, dass alle Interviewpartner*innen gemäß den Richtlinien der Forschungsethik aus dem bereits erwähnten Einführungsbuch für Methoden der empirischen Sozialforschung (2019) im Vorfeld informiert wurden, zur Teilnahme einwilligen mussten (Friedrichs 2019, 67) und Vertraulichkeit zugesichert bekommen haben (Friedrichs 2019, 71).

Ergebnisse: Kreative Schreibpraxis in der akademischen Philosophie

Auswertungsschwerpunkt 1: Individueller Schreibprozess und persönliche Werte beim Schreiben

Das erste Kerngebiet der Interviews bestand darin, den individuellen Schreibprozess und die persönlichen Werte beim Schreiben der Philosoph*innen abzufragen. Für drei von vier der interviewten Personen beginnt der Schreibprozess mit der Themenfindung. Jedoch wurde diesbezüglich mehrmals erwähnt, dass Themen für wissenschaftlich-philosophische Texte oft nicht selbst gesucht werden, sondern zum Beispiel in der Form von Call for Papers, „von außen“ kommen, beziehungsweise „vorgegeben“ werden. Insbesondere von Interviewpartner*in 4 wurde diese Themenfestlegung allerdings nicht als Einschränkung, sondern Hilfestellung oder Motivation wahrgenommen, um Schreibprojekte auch tatsächlich anzugehen und zu finalisieren. Interviewperson 3 dagegen, spricht thematische Vorgaben gar nicht an und betont stattdessen die Wichtigkeit der anfänglichen „Ideensammlungen“. Für sie startet durch den Schreib- auch der Denkprozess. Hier spiegelt sich das Motiv des Schreibdenkens nach Scheuermann wider. Ziel des Schreibprozesses dieser Person ist es, dabei nicht „die letzten Wahrheiten auszugraben und der Menschheit zu verkünden“, sondern „Gedankengänge zu entfalten“ und in „einen Austausch zu treten“. Ansonsten wurden thematische

Vorgaben von den Interviewpersonen eher neutral, also weder als hilfreich noch hinderlich, dargestellt.

Als zweiter Schritt im Schreibprozess wurde von Interviewpartner*innen 2 und 3 angegeben, dass sie sich das gewählte oder vorgegebene Thema eigenständig erschließen und sich selbst Gedanken dazu machen. Dann führen sie eine Literaturrecherche durch, bei der regelmäßig exzerpiert und Texte mehrmals gelesen werden. Auf Basis der gesichteten Literatur werden dann erneut eigene Überlegungen angestellt, bis nochmals recherchiert wird. Dieser synthetische Zyklus aus verschiedenen, ineinander übergehenden Schreibphasen wird wiederholt, bis zumindest eine erste Version des Textes verfasst ist.

Interviewpartner*in 2 unterstrich im Rahmen dieses Zyklus einen verantwortungsvollen Umgang mit dem aktuellen Forschungsstand. Ihm*ihr war es wichtig, dass man die bestehende (Sekundär-) Literatur möglichst vollständig, zumindest aber in einem angemessenen Umfang überblicken sollte. Im Gegensatz dazu verwies Teilnehmer*in 3 darauf, dass man nicht auf Vollständigkeit beharren, sondern möglichst offen arbeiten sollte. Er*sie sagte: „Dann ist halt eine andere Perspektive da [...] als am Anfang [...], aber der Schreibprozess ist ein durchaus offener und manchmal auch überraschender.“ Diese grundsätzliche Offenheit teilt Interviewpartner*in 3 mit Partner*in 4. Diese*r sprach von einem „flow of consciousness“, der ihn*sie durch das Schreiben trägt. Grundsätzlich ließ sich auch in diesem Schreibprozess das Konzept des Schreibdenkens erkennen. Das wissenschaftliche Arbeiten „läuft dann eigentlich nebenher“ und Person 4 betont: „[...] da muss ich jetzt nicht mehr nachdenken zum Beispiel, also das ist etwas, was ich relativ automatisch mache.“ Explizit wird besagte Ergebnisoffenheit von Person 2 zwar nicht angesprochen, allerdings erwartet auch er*sie sich von den eigenen Texten, dass sie „einen ganz neuen Blick auf die Welt oder [eine] Sache“ werfen. Es sollen noch unbestimmte Perspektiven eröffnet oder zumindest dazu angeregt werden, über etwas auf eine andere Art und Weise nachzudenken – und dafür ist, wie im zuvor angeführten Zitat von Teilnehmer*in 3 beschrieben, eine gewisse Offenheit erforderlich.

Zum Abschluss des ersten Auswertungsschwerpunktes bleiben nun noch die Aussagen von Interviewpartner*in 1 zu beleuchten, welche*r an dieser Stelle eine gewisse Sonderrolle einnimmt. Person 1 war die einzige, die von Anfang an und ohne explizite Nachfrage die Bedeutung von kreativen und künstlerischen Schreibmethoden innerhalb ihres Schreibprozesses betont hat. Sie bindet gezielt Praxen zum Beispiel aus Literatur und Poesie in ihr Schreiben ein, da sie ohnehin thematisch „an der Schnittstelle von Philosophie und Kunst“ arbeitet.

Für diese Person ist am wichtigsten, dass „kein Ausschluss der emotionalen und affektiven Ebenen aus dem Denkprozess“ stattfindet, sondern eine Integration bis hin zu einer „Parallelität von Gedachten und Gespürtem im Schreibprozess“ herrscht. Philosoph*innen sollten nicht zwischen Denken und Fühlen unterscheiden, sondern ihre Gedanken mit ihrem Empfinden und Intuitionen abgleichen. Um wissenschaftlich zu arbeiten, solle besagte Affektivität indessen nicht das alleinige Merkmal eines Denk- und Schreibprozesses sein, sondern müsse stets von einer logischen „Konsistenz-Ebene“ begleitet werden. So sagt Person 1: „Also mir ist wichtig, dass diese Texte mit- und nachvollziehbar sind und auch in gewisser Weise logisch konsistent sind. Außer ich spreche über Paradoxe [sic], aber auch

da muss ich in einem konsistenten Sinn über Paradoxe [sic] sprechen.“ Außerdem unterstrich diese*r Interviewpartner*in als Einzige*r, wie wichtig es sei, außerhalb der europäischen Tradition zu denken und interkulturell an Themen heranzugehen.

Auswertungsschwerpunkt 2: Rolle von Kreativität beim Schreibprozess und Endprodukt

Anschließend an die grundsätzliche Rekonstruktion des Vorgehens beim Schreiben fragten wir die Interviewpartner*innen nach der Rolle und dem Stellenwert von Kreativität, sowohl in ihrem Schreibprozess als auch bei den dabei entstandenen Texten.

Teilnehmer*in 1 antwortete, dass für ihn*sie „Kreativität [...] vor allem verbunden mit dem Terminus Forschung“ sei. Anhand des englischen Begriffs research erklärte er*sie, dass und warum Forschung immer kreativ sei: „[...] Forschung heißt auf der Suche sein, search. Und zwar ein kontinuierliches oder nachhaltiges auf der Suche sein, research.“ Als Forscher*in begeben sie sich kontinuierlich in einen unterbestimmten „Raum des Nichtwissens“, in dem man ohne „logische Leiter“ „suchend, forschend“ arbeiten müsse, um neues Wissen zu generieren. „Und das ist der Raum der Kreativität.“

Damit spricht Interviewteilnehmer*in 1 ebenjene Offenheit innerhalb des wissenschaftlichen Forschungsprozesses an, die uns bereits im Rahmen des Auswertungsschwerpunktes 1 bei den Teilnehmer*innen 3 und 4 begegnet ist. Aufgrund dessen, dass der philosophische Forschungsprozess, wie bereits an mehreren Stellen erläutert, maßgeblich mit dem philosophischen Schreibprozess zusammenfällt, legt eine offene und dementsprechend kreative Forschung auch ein offenes, kreatives Schreiben nahe.

Diese Sichtweise, dass philosophisches Forschen und Schreiben inhärent kreativ funktioniert, spiegelt sich auch in den Antworten der Teilnehmer*innen 2 und 3 wider. So meint Interviewpartner*in 2: „Also, es ist sehr viel einfacher zu sagen, wo [Kreativität] nicht eine Rolle spielt, das ist einfach in den Prozessen des Ausweisens anhand von Sekundärliteratur, [...] ansonsten würde ich sagen, dass eigentlich immer Kreativität eine Rolle spielt.“ Ähnlich sieht das auch Person 3: “[...] für mich ist das [Schreiben] immer ein kreativer Prozess [...]“ Sie betont sogar dezidiert das prozesshafte Abwägen von Argumenten und Entwickeln von Gedankengängen und geht im Zuge dessen auf konkrete Denk- und Schreibpraxen ein, wie das Erstellen von Audioaufzeichnungen, um Ideen festzuhalten und später zu verschriftlichen. Auch antwortet Teilnehmer*in 3, dass für ihn*sie der Rückgriff auf belletristische Texte beim Philosophieren wichtig ist, denn: „[O]ft kommt man da auf Ideen, die [...] anders [...] nicht so zugänglich sind oder nicht so nahe liegen. Einfach dadurch, dass man eine andere Perspektive einnimmt als die eigene, was man ja [...] immer macht, wenn man einen literarischen Text liest.“ Wissenschaftliche Forschung wird also per se nicht als un kreativ verstanden. So betont Teilnehmer*in 3 auch: „Die kreativen Potenziale, die schlummern [...] in dem Feld, das da als Unbewusstes bezeichnet wird und kommen dann so langsam in einen Bereich, wo es zur Sprache gebracht werden kann. [...] Das ist für mich immer sehr spannend und das würde ich schon als durchaus kreativen Prozess betrachten.“

Interviewpartner*in 4 bestimmt Kreativität auf zwei Weisen: im Großen und im Kleinen. Ersteres beziehe sich dabei auf die Ideenfindung und zweiteres auf den Arbeitsprozess. Insbesondere im Zuge der Ideengenerierung, finde auch hier die philosophische Arbeit nicht nur auf dem Papier statt, so

merkt die Person beispielsweise an, dass Sport ihr beim Nachdenken helfe. Allerdings ist Person 4 vor allem die Einhaltung von wissenschaftlichen Standards äußerst wichtig. So wurden von ihr auch außerhalb der wissenschaftlichen Konventionen, wie sie im Theorieteil dieser Arbeit beschrieben wurden, noch keine philosophischen Texte geschrieben. Jeder produzierte Text soll „gut belegt und gut recherchiert sein“. Darüber hinaus werde auf Rhetorik, konsistente Argumentation und leserliche Qualität geachtet. Zusammenfassend kann zu Interviewpartner*in 4 gesagt werden, dass zwar kreative Formen der Ideenfindung genutzt werden und der Schreibprozess als kreativ betrachtet wird, aber kein Fokus auf kreativen Schreibmethoden liegt. Ein Fokus liegt jedoch, stärker als in den anderen Interviews, auf genauem wissenschaftlichen Arbeiten.

Damit steht die befragte Person 4 in starkem Kontrast zu den anderen Teilnehmer*innen, denn abgesehen von ihm*ihr haben alle angegeben, bereits philosophische Texte außerhalb des wissenschaftlichen Rahmens verfasst zu haben: In diesem Zusammenhang wurde bereits angedeutet, dass Interviewpartner*in 1 nicht nur akademisch-wissenschaftliches, sondern auch kreativ-wissenschaftliches und literarisches Schreiben praktiziert. Dessen*deren „Texte versuchen, auch eine literarisch-essayistische, zum Teil sogar poetische Schreibweise in das philosophische Denken mit zu integrieren.“ Entsprechend besitzen die Texte oftmals einen „poetischen oder dramatischen, literarischen Charakter“ und „sind zum Teil fürs Theater [oder] für eigene Lecture Performances geschrieben.“ Auch Interviewpartner*in 2 hat bereits „formfreie Texte verschiedener Art“ verfasst. Explizit genannt wurden Beiträge für Blogs und Konferenzen, die „ein freieres Format“ aufweisen und dementsprechend „freieres Reflektieren“ erlauben. In Bezug auf die Rolle von Kreativität wurde eingeräumt, dass die formfreien Texte „mehr Spielraum an Kreativität“ haben, „weil man einfach das Format mit einbeziehen kann, in das was man schreibt. Also das Ausmaß ist dort sicher kreativer, die Art der Kreativität [...] auch“, denn „da [ist] ein Unterschied drin, dass man mit der sprachlichen Gestaltung und Formgestaltung mehr Freiheit hat in den sozusagen ‚nicht wissenschaftlichen‘ Texten.“ Teilnehmer*in 3 machte ebenfalls die Angabe, bereits belletristische Texte veröffentlicht zu haben, ohne darauf weiter einzugehen, und wiederholte, dass Belletristik als Inspiration in das Schreiben seiner*ihrer wissenschaftlichen Texte miteinfließt.

Somit kann für den zweiten Auswertungsschwerpunkt zusammenfassend gesagt werden, dass erstens der philosophische Forschungs- und Schreibprozess aufgrund seiner Offenheit als inhärent kreativ wahrgenommen wird und dass zweitens die Kreativität beim akademisch-philosophischen Schreiben nicht in jeder Schreibphase gleich präsent ist. So wird die Wahl der Themen und Ideenfindung zwar als kreativ betrachtet, doch die sprachlich-stilistische und formelle Gestaltung sei eingeschränkt und folglich tendenziell nicht kreativ. Vorrangig ist dabei das tatsächliche „Handwerk“ des wissenschaftlichen Arbeitens, wie z.B. Zitation betroffen, denn diese wurde eher als „automatisch“, nicht als kreativ beschrieben. Demnach sind philosophische Texte mit wissenschaftlichem Anspruch in der Regel für unsere Interviewpartner*innen vorwiegend auf inhaltlicher, nicht auf gestalterischer Ebene kreativ, mit starker Ausnahme von den Texten der*des Befragten 1.

Auswertungsschwerpunkt 3: Kreativität im gegenwärtigen Philosophiebetrieb

Der letzte Abschnitt des Interviewleitfadens zielte darauf ab, die zuvor abgefragten individuellen Prozesse, Werte und Texte in Bezug zu setzen und im Kontext des aktuellen Philosophiebetriebs zu verorten. Wie bei der Definition von Kreativität, überließen wir es den Interviewpartner*innen selbst festzulegen, was für sie als gegenwärtiger Philosophiebetrieb gilt.

Interviewperson 1 führte aus, dass es zwar auch heute und auch im deutschsprachigen Raum Strömungen wie Arts-Based-Philosophy, Performance Philosophy oder Artistic Research gäbe, in denen kreatives Schreiben nicht nur auf inhaltlicher, sondern auch formaler Ebene stattfinden kann, doch seien diese eher die Ausnahme. Normalerweise herrsche die, wie Person 1 es nennt, „sokratische Form“ des Denkens vor, welche philosophiehistorisch begann, als Platon und Sokrates aufeinandertrafen. Sie zeichnet sich durch Rationalisierung, sowie Akademisierung aus und kulminierte in der europäischen Moderne, insbesondere im deutschsprachigen Raum mit den bereits im Theorieteil beschriebenen Entwicklungen:

Das heißt, um akademisch seriöser Philosoph zu werden, muss man seit Sokrates wie Sokrates argumentativ philosophieren und der Künstler hat darin, das Kreativ-Künstlerische oder Sensitive, hat keinen Platz mehr in den Schreibpraktiken.

Zusammenfassend schätzt Teilnehmer*in 1 den Umgang mit Kreativität innerhalb der gegenwärtigen Philosophie, bedingt durch die westlichen Philosophiegeschichte, als repressiv ein. Kreative, künstlerische und in Bezug auf das Schreiben literarische oder poetische Einflüsse auf die sogenannte „wissenschaftliche“ Philosophie werden kaum zugelassen. Als Beispiel erzählt Teilnehmer*in 1 von den Versuchen Studierender, welche bei ihren Dissertationen „künstlerische Formen in die Philosophie mit hineinnehmen“ wollten, auf Widerstand stießen. Interviewperson 3 kommt zu einer vergleichbaren Einschätzung, allerdings wird hier zwischen verschiedenen philosophischen „Schulen“ differenziert. So ergäbe sich der Ausschluss von Kreativität vornehmlich innerhalb der analytischen Philosophie, welche sich „sehr stark in vorgefertigten Denkmustern und Sprachmustern bewegt“. Diese „Formelhaftigkeit“ gehe teilweise so weit, dass sie mit einem freien Gedankenfluss, wie er für manche philosophischen Fragestellungen benötigt wird, nicht vereinbar sei.

Auch in diesem Interview wird die historische Entwicklung der Philosophie, auf welche im vorangehenden Theorieteil eingegangen wurde, angesprochen und kritisiert: sobald man versuche, die philosophischen an die naturwissenschaftlichen Vorgehensweisen anzupassen, bleibe „nicht viel kreatives Reservoir“. Daher sehe man innerhalb der heutigen, „institutionalisierten“ Philosophie kaum noch Kreativität. Diverse kreative und künstlerische Herangehensweisen an philosophische Fragestellungen seien stattdessen außerhalb des akademischen Betriebs vorzufinden. Als Beispiele werden die literarischen Veröffentlichungen von Philosophen wie Peter Sloterdijk und Konrad Paul Liessmann angeführt. Daher sieht Interviewpartner*in 3 sich selbst eher in einem „kontinental-europäische[m] Verständnis“ von Philosophie beheimatet.

Abschließend zu Interview 3 bleibt damit zu sagen, dass das systematische und reflektierende Herangehen an philosophische Fragestellungen, wie im zweiten Auswertungsschwerpunkt dargestellt, immer als kreativer Prozess gesehen wird. Allerdings wird kritisiert, dass man sich im heutigen,

akademischen Philosophiebetrieb zunehmend hinter einem „Methodenkoffer“ verstecke, der Kreativität einschränke. Mit dieser zwar unterschiedlich ausgeprägten, aber dennoch ähnlichen Kritik, stehen die Interviewpartner*innen 1 und 3 in einem Kontrast zu den Antworten der Teilnehmer*innen 2 und 4: Sie diagnostizieren kein so grundsätzliches Problem.

Die interviewte Person 2 spricht beispielsweise davon, wie sich Kreativität in der heutigen Philosophie „im Kleinen“ zeige. In Anlehnung an Wittgenstein erzählt sie vom „Aufleuchten eines Aspekts“, also dem Erkennen einer neuen Sichtweise auf ein bereits bekanntes Thema, indem man zum Beispiel einzelne Facetten neu miteinander zusammenfügt oder noch unbekannte Verbindungen herstellt. Die einzige eher kritische Feststellung, die Interviewpartner*in 2 äußert, ist, dass sich die Art der Kreativität in der gegenwärtigen philosophischen Praxis verändert hat. Kreativität sei heute weniger konstruktiv und stattdessen vermehrt, sogar vorherrschend destruktiv, in dem Sinne, dass man heute öfter versucht, Fehler in den Theorien anderer zu finden als selbst Theorien aufzustellen. Dieses destruktive Potenzial wird zwar als ebenso kreativ wahrgenommen, allerdings subjektiv als nicht präferabel bewertet.

Für Teilnehmer*in 4 geht das wissenschaftliche dem kreativen Schreiben voraus, vor allem im Philosophiestudium: „Also von daher ist zumindest meine Erfahrung eher die, dass [Philosophiestudierenden] oft [...] dieses basale Handwerkszeug [...] grundlegend fehlt. Ich denke, wenn man das nicht hat, dann wird es schwer mit dem kreativen Schreiben.“ Systematische und wissenschaftliche Schreibpraxen wie der konstante Rückbezug auf Sekundärliteratur und Zitation werden mit dem „Schalten beim Autofahren“ verglichen: „Das sollte man irgendwann vergessen. Also, wenn man noch darüber nachdenken muss, wie man richtig zitiert, dann ist es aus, dann kann man nicht mehr schreiben, dann ist man aus diesem [...] kreativen Prozess draußen.“

Interviewperson 4 erwähnt außerdem als Einzige*r ein neues Problem des philosophischen Schreibens: Kreativität werde weniger durch institutionalisierte Vorgaben, sondern vielmehr durch aktuelle Probleme wie künstliche Intelligenz gefährdet. Denn KI-Programme verkürzen oftmals den Schreibprozess und damit auch die Entwicklung eigener Gedankengänge. Schließlich betonte Person 4, „dass Schreiben Handwerk ist und Arbeit erfordert.“ In diesen Überlegungen finden sich somit sowohl die Ansätze Pfisters als auch Scheuermanns wieder.

Abschließende vergleichende Bemerkungen

Neben den Aspekten der Auswertungsschwerpunkte 1 bis 3 war noch ein weiterer Faktor im Zuge der Auswertung auffällig. Die Sensitivität der Interviewteilnehmer*innen für unser Thema variierte je nach Forschungsschwerpunkt: Kritik an der aktuellen philosophischen Praxis wurde hauptsächlich von Personen 1 und 3 formuliert, die selbst mehr mit kreativ-literarischen Schreibpraxen arbeiten. Beide kommen aus kontinentaler, beziehungsweise künstlerisch-philosophischer Richtung, während die Interviewpartner*innen, 2 und 4, in ihrer inhaltlichen Arbeit mehr Berührungspunkte mit analytischer Philosophie haben. Daraus lässt sich schließen, dass die jeweiligen Forschungsfelder und -inhalte einen starken Einfluss sowohl auf den Schreibprozess als auch auf die kritische Einstellung zur Rolle von Kreativität im aktuellen Philosophiebetrieb haben.

Auch die Veränderung der Textualität in der Philosophiegeschichte spiegeln sich in den Interviews wider. So gab es von Interviewperson 1 Kritik zu der „Formelhaftigkeit“ der Philosophie, so wie von Interviewperson 3 eine Kritik am „Methodenkoffer“, welcher den Denk- und Schreibprozess in seiner Kreativität einschränke. Auch von Interviewperson 4 wurde die Problematik angesprochen, wenn auch aus einer anderen Perspektive. So bleibe das Schreiben nur dann frei und offen, wenn man nicht vom wissenschaftlichen Arbeiten abgelenkt werde.

Diese Themen haben Auswirkungen auf das Philosophiestudium und die Studierenden, da die Interviewpersonen in ihrem Unterricht ihre persönlichen Werte weitervermitteln. So betonte Interviewperson 4, dass er*sie Wert darauf lege, eine gute wissenschaftlichen Praxis an die Studierenden weiterzugeben, während Interviewperson 1 versuche, Kreativität in unterschiedlichen Formen in den Unterricht miteinfließen zu lassen.

Konklusion

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass kreatives Schreiben auch gegenwärtig keinesfalls aus der Philosophie verschwunden ist. Nach wie vor nutzen Philosoph*innen kreative Schreibpraktiken und verfassen auch formfreie, bis hin zu literarischen Texten. Nichtsdestotrotz lässt sich eine Kluft feststellen, welche zwischen der Philosophiegeschichte einerseits und dem universitären, akademisch-philosophischen Betrieb andererseits verläuft:

Genre, Form und Sprache von philosophischen Texten haben sich verändert. Aktuell wird Philosophie auf eine Art und Weise verschriftlicht, die standardisierter und daher in mancher Hinsicht eingeschränkter zu sein scheint als im Laufe eines Großteils der zuvor beleuchteten Philosophiegeschichte. Im Zuge der von uns durchgeführten Interviews ließ sich diesbezüglich feststellen, dass diese Entwicklung teilweise als vernünftig begründete, helfende, sowie praktikable Stütze wahrgenommen wird.

Andererseits wird die angesprochene Standardisierung manchmal als Akademisierung oder „Verwissenschaftlichung des Philosophierens“ (Schüllli 1985, 303) bezeichnet, aber auch kritisiert. Angefangen bei Nietzsche, bis hin zu Teilen unserer Interviewpartner*innen wird sie sogar als inhärent problematisch eingestuft. Aufgrund des zu Beginn vorgestellten Konzepts des Schreibdenkens lässt sich nachvollziehen warum. Denn es steht die Frage im Raum, ob Standardisierungen und Einschränkungen in der formellen, sowie sprachlich-stilistischen Gestaltung philosophischer Texte auch Standardisierungen und Einschränkungen im philosophischem Denken nach sich ziehen - wobei zumindest Letzteres sicherlich nicht wünschenswert wäre. Ein Beispiel hierfür könnte der laut Interviewteilnehmer*in 1 stattfindende, ungerechtfertigte Ausschluss von affektiven und emotionalen Ebenen aus der Philosophie sein.

Mit Blick auf unsere Forschungsfrage, welche die Rolle von kreativen und literarischen Methoden im Schreibprozess von gegenwärtigen Philosoph*innen an der Universität Wien thematisiert hat, zeigt unsere Arbeit Folgendes: Sowohl in der Theorie als auch in der Praxis kommt philosophisches Schreiben nicht ohne Kreativität aus. Theoretisch erläutern Scheuermann und Pfister den Zusammenhang von freiem Denken und Schreiben. Praktisch ergab sich, dass auch gegenwärtige Philosoph*innen Kreativität

tendenziell für unverzichtbar in ihrem Schreib- und Denkprozess halten, wobei die Meinungen über Kreativität im Rahmen des Endprodukts auseinander gingen.

Das sich aus der Kombination von philosophiegeschichtlichen, schreibtheoretischen Überlegungen und den vorangegangenen Interviewauswertungen ergebende Fazit dieser Arbeit lautet damit wie folgt: Auch eine wissenschaftlich betriebene Philosophie profitiert von Kreativität – jedenfalls im Schreib- und Denkprozess, vermutlich aber ebenso im Endprodukt. Denn Dichterphilosoph*innen wie der anfangs zitierte Shelley und später dann Nietzsche haben immer wieder bewiesen, dass man sich philosophischen Themen auf verschiedene Weisen nähern kann. Man kann sie auch, aber eben nicht nur auf analytische Art tiefgründig behandeln. Alternativ kann man sich ihnen auch künstlerisch, daher im Rahmen der Textproduktion vornehmlich literarisch, zuwenden.

Dabei müssen sich Analysen in wissenschaftlicher Manier und philosophische Kreativität nicht gegenseitig im Weg stehen. Vielmehr sollte von einer gleichberechtigten Pluralität der Herangehensweisen ausgegangen werden. So kann eine literarische, eine wissenschaftliche Textproduktion ergänzen und andersherum. Dafür müssten alle möglichen Formen des kreativen, freien Denkens und Schreibens allerdings zugelassen und gefördert werden. Von einer entsprechenden Anerkennung, sowie entsprechenden Maßnahmen würde die aktuelle philosophische Praxis voraussichtlich ebenso profitieren, wie es die Philosophiegeschichte Jahrhunderte lang bereits getan hat. Daher soll dieser Artikel mit einer Ermutigung an junge Philosoph*innen schließen, sich frei und formlos in ihrem Denken und Schreiben auszuprobieren. Ihre eigenen, innovativen und authentischen Wege des Philosophierens zu finden und diese unerschrocken zu begehen.

Literaturverzeichnis

Albert, Karl (2017): Lebensphilosophie. Von den Anfängen bei Nietzsche bis zu ihrer Kritik bei Lukács. Freiburg / München: Verlag Karl Alber. (Mit einem Nachw. v. Elenor Jain).

Esselborn-Krumbiegel, Helga (2022): Richtig wissenschaftlich schreiben. Wissenschaftssprache in Regeln und Übungen (7., aktualisierte Auflage). Paderborn: Schöningh [= utb 3429].

Filius, Ariane; Sibille, Mischer (2018): Philosophische Texte schreiben im Studium. Paderborn: Wilhelm Fink Verlag [= utb 4667].

Flatscher, Matthias; Posselt, Gerald; Weiberg, Anja (2018): Wissenschaftliches Arbeiten im Philosophiestudium (2. Auflage). Wien: Facultas Verlags- und Buchhandels AG [= utb 3563].

Friedrichs, Jürgen (2019): Forschungsethik. In: Baur, Nina; Blasius, Jörg (Hg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung (2. Auflage). Wiesbaden: Springer VS, 67-77.

Helfereich, Cornelia (2019): Leitfaden- und Experteninterviews. In: Baur, Nina; Blasius, Jörg (Hg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung (2. Auflage). Wiesbaden: Springer VS, 669-687.

Jonas Pfister (2015): Werkzeuge des Philosophierens (2., durchgesehene Auflage). Ditzingen: Reclam [Nr. 19138].

Molinari, Julia (2022): What makes writing academic : rethinking theory for practice (1. Auflage). London: Bloomsbury Academic.

Paul, Elliot Samuel and Dustin Stokes (2023): Creativity. In: The Stanford Encyclopedia of Philosophy (Spring 2024 Edition). Edward N. Zalta & Uri Nodelman (eds.). Creativity. Aufgerufen am 11.07.2025 [<https://plato.stanford.edu/entries/creativity/#Aca>].

Philipp Hübl (2012): Das Handwerk des philosophischen Schreibens. Aufgerufen am 27.03.2025 [<https://philipphuebl.com/>].

Schüllli, P. Edilbert (1985): Philosophie und Wissenschaft. Ihr unlösbarer Zusammenhang und ihre strenge Scheidung bei Karl Jaspers. In: Cesana, A.; Rubitschon, O. (Hg.): Philosophische Tradition im Dialog mit der Gegenwart: Festschrift für Hansjörg A. Salony. Basel: Birkhäuser, 303-320.

Seeck, Gustav Adolf (2020): Platons „Gorgias“. Einführende Übersetzung und Kommentar. Hamburg: Felix Meiner Verlag [= Philosophische Bibliothek 734].

Shelley, Percy Bysshe (2021): Der entfesselte Prometheus. Ein lyrisches Drama (1. Auflage). Norderstedt: Books on Demand [Prometheus Unbound. London: C. and J. Ollier 1820].

Ulrike Scheuermann (2016): Schreibdenken: Schreiben als Denk- und Lernwerkzeug nutzen und vermitteln (3., durchgesehene Auflage). Opladen & Toronto: Verlag Barbara Budrich.